

Neuer Reichhaller

N. 15.

Beilage zur Westerwälder Zeitung.

1915.

Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

(1. Fortsetzung.)

Anne-Marie wußte, daß damals nicht viel daran gelegen war, daß der Vater sie in eine Nervenheilanstalt gesperrt. Sie wurde für die nächsten Jahre gehalten wie eine Gefangene, von Weber hörte sie nie wieder etwas, Karl Friedrich wurde mit einem alten, steifen Haushofmeister für einige Semester auf die Universität und später auf Reisen geschickt.

Der einzige Lichtblick in den trostlosen drei Jahren, die dann folgten, war die Zeit, wenn ihr Bruder, der einzige Mensch, der ihr nun nahestand, zu Hause weilte.

Als sie 19 Jahre alt geworden, ließ der Vater ihr etwas mehr Freiheit, sie wurde an befreundete Höfe zu Besuch geschickt, es wurde Umschau für sie gehalten nach einem passenden Gatten, aber es fand sich keiner, der für das ernste, stille, unscheinbare Mädchen Interesse gehabt.

Anne-Marie aber hatte das Glück, während eines längeren Aufenthaltes bei ihrer Tante, Gräfin Alfeld, in der Prinzessin Christine von Trachenberg eine Freundin zu finden. Und diese Freundschaft hatte standgehalten, auch nachdem Christine Fürstin Raupach geworden und nach unglücklicher dreijähriger Ehe nun als Witwe mit ihrem kleinen Sohn auf Schloß Raupach lebte. Oft war Anne-Marie wochenlang bei ihr zu Besuch gewesen, und Christine hatte oft den Wunsch geäußert, sie ganz bei sich zu haben, aber das hätte ihre Schwiegermutter, die alte Fürstin Raupach, mit der sie gezwungen war, zusammenzuleben, nie gestattet.

Christine, schon mit 14 Jahren Waise geworden, war einsam und unglücklich wie Anne-Marie, aber sie

hatte doch wenigstens in der Erziehung ihres Kindes einen Lebenszweck, sie war pekuniär unabhängig, und nur die Schuld ihrer eigenen Nachgiebigkeit und Schwäche war es, die der Mutter ihres Mannes die herrschende Stellung im Hause überließ. Anne-Marie aber sah ihre Jugend schwinden, ohne daß sie je wirklich jung und froh gewesen wäre, sie fühlte ihr Leben als nutzlos und zwecklos und sah nirgends einen Ausweg aus der Enge und Tyrannei daheim. Früher waren wenigstens

durch die häufige Abwesenheit des Vaters Tage und Wochen für sie gekommen, in denen sie mehr ihren eigenen Neigungen leben konnte, seit er aber vor drei Jahren zum zweiten Male geheiratet, hatte, eine Frau, die um ein Jahrzehnt jünger war als seine Tochter, wurde auf Schloß Wiesenheim richtig Hof gehalten, Feste, Vergnügungen, Jagden wechselten miteinander ab, fast stets war Logierbesuch anwesend, und der Fürst wünschte, seine Tochter an der Seite der Stief-

mutter zu sehen. Was niemand für möglich gehalten, trat ein: die junge Fürstin beherrschte ihren Gatten vollständig, ihr gegenüber war er sanft und fügsam, ja er fürchtete ihre Launen und gab all ihren Wünschen nach.

* * *

Prinzessin Anne-Marie hatte ihre Kammerjungfer hinuntergeschickt mit einer Entschuldigung, daß sie nicht zum Abendessen in den Speisesaal käme, weil sie Kopfschmerz habe, und Luise hatte ihr den Teetisch in ihrem Wohnzimmer gerichtet. Sie nahm auch eine Tasse Tee und saß dann im schwachen Lichtkreis einer grünbesetzten



Ueberschwemmungsgebiet am Yser-Kanal in Flandern.

Lampe zurückgelehnt in ihrem Sessel, die schmalen Hände im Schoß verschränkt. Ihre Blicke wanderten fast unbewußt durch den halbgroßen, behaglichen und eleganten Raum — sie hatte ihn sich geschaffen, den einzigen Ruheort, zu dem sie sich geflüchtet hatte in all diesen schweren, einsamen Jahren. Und während ihre Blicke von einem Bild zum andern, von einem Möbelstück zum andern gingen, ließ sie ihn wieder in seiner ganzen Behaglichkeit und Traulichkeit auf sich wirken.

Wohl war, wie so oft schon nach Kämpfen — lauten und leisen —, war auch heute etwas wie Frieden in diesem Raum über sie gekommen, aber — dieses Mal wußte sie es genau: solcher Frieden war nicht echt — ihm war nicht zu trauen, Kampf und Streit und tägliche kleine Nadelstiche brachten ihn doch immer wieder zum Schwanke. Und das ertrug sie nicht länger! Frieden und Ruhe aber wollte sie haben um jeden Preis, und dieser Preis — das wußte sie heute genau — war ihr Vaterhaus. Trotz allem — sie hatte doch an ihm gehangen in dem Gefühl, daß es ihr Schutz bot! Schutzlos sein! Sie, Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim, Schutzlos, das war bisher undenkbar gewesen!

Heute wußte sie, daß ihr dieses Hauses, dieses Namens Schutz nichts mehr bedeutete. Heute kam die Ahnung über sie, daß trotz aller Vorurteile, die ihr Rang und Stand noch um sie wob, sie selbst ihr eigenes Leben leben, daß sie sich selbst Schutz sein mußte.

Nicht umsonst hatte ihr kluger, gewedter Geist in Zeitungen, Fachschriften und Büchern die Fortschritte verfolgt, welche die selbständigen Frauen im Beruf und Erwerb machten, auch Frauen aus hohem Hause! Da waren Künstlerinnen, Doktorinnen, Schriftstellerinnen, da galt in der Welt der Arbeit und der Tat nicht Rang und Namen, sondern Fleiß und Streben und Erfolg!

Eine Frau der Arbeit!

Die grauen, leise verschleierte Augen leuchteten fast — ja, wer in Gottes Welt konnte denn Prinzessin Anne-Marie von Illburg-Wiesenheim, der das Vaterhaus keine Seelen- und Herzensheimat mehr bot — verwehren, eine Frau der Arbeit zu werden? Nicht als Prinzessin! Ihr Name würde ja doch nur hinderlich sein, ganz einfach als Fräulein Anne-Marie von Wiesenheim. —

Der Gedanke, den sie klar und logisch ausspann, hatte gar nichts Abenteuerliches oder Unmögliches für sie. Sie würde nach Berlin gehen. Einige Tausend Mark, ein Patengeschenk, standen ihr zur Verfügung, sie waren in einem Bankhaus der nahen größeren Stadt deponiert, sie würde sie erheben lassen und sich damit erst ein Heim schaffen. Hatte nicht Christine Raupach ihr von einer guten Pension gesprochen, wohin ihre bewährte, jetzt verstorbene Erzieherin sich zurückgezogen, die in Berlin Sprachstunden gegeben hatte? Die Adresse hatte sie aufgeschrieben. Das war das Erste, dann ihre Sachen — sie würde sie durch Luise einpacken lassen, um — ja, um zu Christine Raupach zu reisen — aber ihr Ziel war nicht Schloß Raupach, sondern das fremde, große Berlin, in dem sie nur ein oder zwei Mal gewesen — in einem der ersten, vornehmsten Hotels mit dem Vater, als Fürstin Agnes noch nicht ihre Stiefmutter geworden.

Und dann — ein müßiges Leben wollte sie nicht führen, konnte es ja auch nicht — sie mußte also in die Reihen der erwerbenden Frauen eintreten. Ob das schwer war?

Sie sann einen Augenblick nach. Ja — konnte sie denn überhaupt etwas? Sie konnte natürlich sicher französisch und englisch sprechen — vielleicht reichte es zum Übersetzen von Novellen und Romanen aus?

Sie hatte ja keine Ahnung, wie das alles in Wirklichkeit gehandhabt wurde!

Und dann! Sie konnte doch malen. Ihr Maltalent war oft bewundert worden — sie hatte Postkarten gemalt, Lesezeichen, Lampenschirme und Tischkarten, wenn Gäste da waren, und man hatte ihre Ideen, noch zu der letzten großen Jagd, ganz eigenartig gefunden. Sie nahm sich vor, nun noch eingehender die Notizen und Berichte der Zeitungen zu studieren, die Nachrichten über die Erfolge der Frauenarbeit brachten.

Sie ließ die elektrische Wand- und Deckenbeleuchtung aufflammen — ja — sie war entschlossen, von morgen an begannen die Vorbereitungen zum Fortgehen.

Denn daß sie ging, das stand jetzt fest für sie, und einmal entschlossen, fanden Herz und Geist auch die Ruhe zur Tat. Sie ging, weil sie nicht anders konnte, und weil sie, je länger, desto mehr fühlte, wie ihr das Vaterhaus immer fremder und immer kälter wurde. An nichts hing sie hier — nur an der Gruft im Park, wo man die Mutter bestattet hatte. Und — am Bruder!

Aber des Bruders Heimat war vorläufig auch nicht hier — und sie konnte in der Selbständigkeit ihres Charakters ihren Weg nicht zu dem des Bruders machen. Wenn seine Liebe zu ihr noch so warm war, wie früher, dann verstand er sie, und wenn nicht — nun, so mußte sie eben auch seiner in der Wehmuth des Unverständnisses gedenken.

So hatte die starke und mutige Seele Anne-Maries auch heute nicht vergeblich um den Frieden gerungen, aber es war um einen großen Preis gegangen: um das Aufgeben des Vaterhauses, um den Entschluß, ein Leben der Arbeit in der Fremde zu beginnen.

Prinzessin Anne-Marie hatte recht gehabt, wenn sie vorausgesehen, daß die Unterredung mit ihrem Vater und ihr so bestimmt ausgesprochenes „Nein“ noch kein endgültiger Abschied der mit ihr gehegten Heiratspläne sein würden.

Es schien, als sollten nun erst recht Kampf und Qual für sie beginnen. Sie erhielt einen Brief des Fürsten Beerbach, in dem er zu ihrem Erstaunen schrieb, daß er die Gründe, die sie bewogen hätten, seiner Bewerbung nicht gleich Gehör zu geben, und die die Fürstin Illburg ihm in ihrem Auftrag mitgeteilt habe, wohl zu würdigen wisse. In ihrem Wunsche, ihn erst noch näher kennen lernen zu wollen, läge für ihn eine beglückende Hoffnung, und er sähe mit Freuden den Tagen entgegen, die ihn als Gast ihres Vaters zu den großen Jagden nach Schloß Wiesenheim führen würden. —

Anne-Marie lächelte bitter — es hätte nicht den geringsten Zweck gehabt, ihre Stiefmutter wegen der Annahme, in ihrem Auftrag an den Fürsten zu schreiben, zur Rede zu stellen, neue furchtbare Szenen wären die Folge gewesen. Aber nun galt es für sie, zu eilen, denn bis zu den Jagden blieben ihr nur noch vierzehn Tage Frist.

In einem der nächsten Tage fuhr sie in Begleitung ihrer Kammerjungfer nach der Stadt, angeblich, um notwendige Toilettenbestellungen und Einkäufe zu machen. Das war weiter nichts Auffallendes, denn in der eigenen winzigen Residenzstadt war es unmöglich, elegantere Sachen einzukaufen, und selbst die besseren Bürger fuhrten dazu nach der nahen Hauptstadt des benachbarten Großherzogtums.

Sie kaufte sich auch wirklich ein schlichtes, dunkles Reisekleid und einige Blusen, aber der Hauptzweck ihrer Fahrt war das Abheben ihres kleinen Kapitals, was sie auch ganz unauffällig tun konnte, während sie die Jungfer fortzuschickte, einige kleine Einkäufe zu besorgen.

Prinzessin Anne-Marie kam sich sehr reich vor im Besitze der 5000 Mark, die sie, sorglich in einem kleinen Ledertaschen geborgen, unter ihrer Bluse trug. Auf jeden Fall hatte sie genug, um sorglos leben zu können, so lange, bis sie sich in einen ihr zusagenden und einträglichen Beruf eingelebt hatte.

Nun galt es noch, von ihrem Vater die Erlaubnis zu erhalten, für „einige Tage“ zu Christine Raupach fahren zu dürfen.

Am nächsten Tage, als sie beim Nachmittagstee mit ihrem Vater und ihrer Stiefmutter auf der Schloßterrasse saß, und der Fürst offensichtlich in guter, fast heiterer Stimmung war, wagte sie die Frage: „Vater, Christine Raupach hat mich eingeladen, du hast doch nichts dagegen, daß ich sie auf einige Tage besuche.“

Dem Fürsten stieg das Blut ins Gesicht, und mit scharfer Stimme sagte er: „Ja, ich habe etwas dagegen, ich wünsche nicht, daß du vorläufig irgendwelche Reisen unternimmst.“

(Fortsetzung folgt.)



Eine deutsche Fliegerstation hinter der Front.

Gegen die Aushungerung.

Auf den Versuch der Absperrung Deutschlands von jedem auswärtigen Handel und der Aushungerung seiner Bevölkerung im Kriegsfall mit den daraus notwendig entstehenden Repressalien ist schon lange vor Kriegsausbruch hingewiesen worden. In der bereits im Jahre 1913 erschienenen von Schwarte herausgegebenen „Technik des Kriegswesens“ bespricht er die Verpflegung des Heeres, unter der naturgemäß die Bevölkerung eines besetzten Gebietes leiden muß. Der Autor fährt fort: „Wahrscheinlich wird sie in Zukunft angesichts der zunehmenden Rücksichtslosigkeit und Brutalität der Kriegsführung noch drückender werden. Was soll auch einem auf Zufuhr vom Auslande angewiesenen, aber an allen Grenzen und Küsten gesperrten Lande übrig bleiben, um Armee und Volk zu ernähren,

als die Lebensbedürfnisse mit äußerster Rücksichtslosigkeit den Bewohnern des besetzten feindlichen Gebietes bis zum letzten fortzunehmen? Mögen sie an Hunger zugrunde gehen — das ist besser, als das eigene Volk und Heer verhungern zu lassen, wie es des Gegners Maßnahme anstrebt. Das ist grausam und doch nur die folgerichtige Wirkung der gleich grausamen Absicht der Aushungerung seitens des Gegners“.

Zu derartigen barbarischen Maßnahmen, zum bewußten Verhungernlassen einer nach Millionen zählenden Bevölkerung wird es glücklicherweise nicht kommen, weil der englische Plan der Aushungerung Deutschlands eben nur Plan bleiben wird, seine Verwirklichung wird an den natürlichen Hilfsquellen Deutschlands und ihrer klugen Benutzung durch unsere Militär- und Zivilverwaltung scheitern. T.



Abfahrt einer Luftschifferabteilung zur Front: das Verladen der Fahrzeuge.

